



KOMMENTAR

WIR SIND BESSER ALS UNSER RUF

Halten Sie sich für glaubwürdig? Für ehrlich? Für moralisch? Damit wir uns richtig verstehen: Ich meine damit nicht Sie als Privatperson, sondern als Journalist. Doch egal, wie Ihr eigenes Urteil ausfällt, egal, wie Sie sich vielleicht mühen, genau nach diesen Werten bei Ihrer Arbeit zu handeln, die Gesellschaft hat sich schon längst ein Bild von uns gemacht: In der Allensbacher Berufsprestige Skala 2013 rangiert der Journalist gerade mal im unteren Mittelfeld auf Platz 12 (von 18) und der Fernsehmoderator schneidet auf Platz 17 noch schlechter ab.

Müssen wir also in das gängige Klagelied mit einstimmen? Den Untergang des Journalismus besingen, wo es nur noch um Quote und Klicks geht und nicht mehr um Moral und Glaubwürdigkeit? Die Antwort lautet eindeutig: Nein!

Natürlich gibt es einige Formate, die äußerst fragwürdig sind. Nehmen wir zum Beispiel die ProSieben-Show „Reality Queens auf Safari“. Angebliche Prominente fliegen nach Ostafrika, um

die einheimischen Bräuche dort kennenzulernen, wenig sinnvolle Spielen zu absolvieren und führen sich eigentlich dabei nur selbst vor. Wegen geringer Einschaltquoten wurde die Show vorzeitig abgesetzt, von mehr als 20 Entwicklungshilfe-Organisationen hagelte es Kritik. Die Adjektive „ehrlich“, „glaubwürdig“, „moralisch“ traf hier auf keinen Fall zu.

Mancher mag jetzt einwenden, dass dieses Format sowieso nichts mit Journalismus zu tun habe. Das mag stimmen. Aber wenn Fernsehsender in erster Linie auf die mögliche Quote schauen, kommen eben solche Formate heraus statt gut recherchierte Beiträge, die das Leben in Ostafrika realitätsgetreu abbilden. Und das ging auch unterhaltsam und niveauvoll, doch kostet es mehr Zeit, mehr Ideen, letzten Endes mehr Geld.

Wer guten Journalismus will, der kann nicht nur mit dem Finger auf andere zeigen. Nicht nur die Privatsender und die Boulevardpresse sind die Schuldigen, auch bei den Qualitätsblättern und den öffentlich-rechtlichen

Sendern gäbe es genug Grund, die Stirn zu runzeln und Kritik zu üben. Denn: Wer guten Journalismus will, der kann freie Journalisten nicht für einen Hungerlohn arbeiten lassen. Wer guten Journalismus will, der muss dafür auch Sendeplätze einräumen, die nicht erst im Nachtprogramm laufen.

All das sind Entwicklungen, die angeprangert werden müssen und die den Ruf des Journalisten nicht aufwerten. Und trotzdem: Wir müssen nicht aus voller Brust in das Klagelied einstimmen. Denn bei all der berechtigten Kritik dürfen wir nicht übersehen, dass es den guten Journalismus sehr wohl noch gibt und auch Journalisten, die aufwendige Recherchen nicht scheuen und etwas zu erzählen haben, die Missstände aufdecken. Solche Journalisten werden zum Beispiel am 28. Oktober mit dem Katholischen Medienpreis ausgezeichnet.

Ein Tadel ist immer leichter und schneller ausgesprochen als ein Lob. Doch vergessen wir dabei nicht: Wir sind besser als unser Ruf!

Nicole Stroth

**Alle früheren Vorstandskommentare finden Sie im Internet unter:
www.gkp.de/mitglieder/kommentare**